

EMMANUEL JUNGCLAUSSEN  
mit Leo Linder

# Der Strom des Lebens

Vom Glück,  
sich selbst zu finden

LUDWIG 

# Inhalt

1.	Je tiefer der Blick, desto größer die Ehrfurcht	10
2.	Heilige dieses Wasser!	22
3.	Herr, wie sind deine Werke so groß und viel	42
4.	Klarheit, Weite und Freiheit	54
5.	Die nihilistische Krise	74
6.	Ich lasse mich von der katholischen Kirche entdecken	92
7.	Der russische Pilger	102
8.	»Sie sind zum Priester berufen!«	122
9.	Das unerschämte Gottvertrauen des Emmanuel Heufelder	136
10.	Die Byzantiner von Niederaltaich	152
11.	»Herr Pater, der war doch schon tot!«	166
12.	Begegnung mit dem Zen-Buddhismus	180
13.	Vom Japan der Gegenwart ins deutsche Mittelalter	196
14.	Die Berührungsangst überwinden	214
15.	Meine Zeit als Abt	230
16.	Ein Mystiker hat Besseres zu tun Bildnachweis	246 256





## 1. KAPITEL

# Je tiefer der Blick, desto größer die Ehrfurcht

Wir Jungclaussens waren gut evangelisch. Damals, in Frankfurt an der Oder, wo die meisten der rund achtzigtausend Einwohner gut evangelisch waren. Ich, der Nachzügler in der Familie, machte in gewisser Weise eine Ausnahme, ich war nicht ganz so gut evangelisch. Mit vierzehn las ich mein erstes Buch über Buddhismus, mit siebzehn besuchte ich meinen ersten katholischen Gottesdienst, und Letzteres zumindest gehörte sich einfach nicht.

Man wechselte nicht den Stall. Es stand zwar nirgendwo geschrieben, aber noch in den 1940er Jahren waren die evangelischen Gotteshäuser unserer Stadt für Katholiken gleichsam tabu, und genauso wenig wäre es einem Protestanten eingefallen, seinen Fuß in die einzige katholische Kirche von Frankfurt zu setzen. Mein Vater war daher von meiner neuen Vorliebe keineswegs erbaut. Mit Unbehagen wird er an die Irritation gedacht haben, die mein Auftauchen in einem katholischen Gottesdienst ausgelöst haben muss, und es dürfte ihm nicht schwergefallen sein, sich das Getuschel in den Kirchenbänken vorzustellen: Das ist doch der Jungclaussen! Was macht der denn hier? Die sind doch evangelisch ... Mein Vater hat es mir trotzdem nicht verboten. Er hat mich deswegen

auch nicht unter Druck gesetzt. Er war fromm, ernsthaft fromm, aber er war kein Dogmatiker. Nie wurden wir zum Kirchgang gezwungen. Bisweilen machten sich meine Eltern sonntagmorgens allein auf den Weg, weil wir Kinder keine Lust hatten, sie zu begleiten – die Predigten waren für uns oft kein Hochgenuss –, und dann konnte meinem Vater ein Satz entfahren wie: »Ihr denkt aber auch gar nicht an euer Seelenheil.« Doch stets verschonte er uns mit moralischer Entrüstung, und auch diesmal ließ er mich gewähren.

Mein Vater kannte mich ja. Er kannte meine Neigung, mich in anderen, höheren Sphären aufzuhalten, meine Liebe zur klassischen Musik, meine Liebe zu Büchern, und vielleicht ahnte er auch, dass meine religiöse Neugier bereits in jenen jungen Jahren grenzenlos war. Was nicht heißt, dass er mich jederzeit verstand. Ich sehe ihn noch vor mir, etwas ratlos angesichts seines in ein Buch vertieften Sohns. »Junge, manchmal meint man, du lebst in einer anderen Welt«, sagte er – und fügte nach einer kurzen Besinnungspause mit einem Lächeln auf den Lippen hinzu: »Aber wohl in einer besseren.«

Nein, er konnte mir nicht immer folgen, aber in seiner Weitherzigkeit war er zumindest bereit, mich zu verstehen, grundsätzlich und immer. Er wusste, was er wollte – das war ein Charakterzug meiner Familie, das wussten alle Jungclaussens –, dennoch konnte er nachgeben, wenn er zu besserer Einsicht gelangt war. Und oftmals besann er sich eines Besseren. Es kam vor, dass wir uneins waren; dann ließ er sich unsere Diskussion noch einmal durch den Kopf gehen, kam später wieder darauf zurück und gab mir mitunter Recht. Das brachte er über sich. Und selbst wenn er aus einer Anwendung von Zorn her-

aus gehandelt hatte, raffte er sich bald zu einer Geste der Versöhnung auf. Eines Tages nahm er mir kurzerhand ein Buch ab, das seiner Ansicht nach nicht in meine Hände gehörte; vermutlich befürchtete er einen verderblichen Einfluss. Was nun?, dachte ich. Zwei Tage später drückte mir meine Mutter besagtes Buch in die Hand mit den Worten: »Das soll ich dir von Vati zurückgeben.«

So war er. Stets bereit, Vorfälle zu überdenken und voreilig getroffene Entscheidungen rückgängig zu machen. In diesem Fall hatte er sich meiner Mutter als Vermittlerin bedient, was ich heute sehr klug finde, weil er sich auf diese Weise korrigieren konnte, ohne sein Gesicht zu verlieren. So pflichtbewusst und prinzipientreu er war, wollte er doch vor allem das Beste für seine Kinder. Ich bin ihm dankbar dafür, dass ich meine Kräfte nicht im Widerstand gegen ihn zu verschwenden brauchte, denn ich war ein weichherziger, zartbesaiteter Junge, dem das Kämpfen nicht lag. Wie zart, das geht schon aus folgender Begebenheit hervor: Irgendwann beschlossen meine Eltern, mich in den evangelischen Kindergarten zu schicken. Ich erinnere mich, dass ich nach dem dritten Mal nach Hause kam und meiner erstaunten Mutter eröffnete, nicht mehr dahin gehen zu wollen, weil es mir dort zu laut sei. Diese lärmenden Altersgenossen waren mir ein Gräuel.

Mein Vater wurde für mich jedenfalls zum Inbegriff wahrer Väterlichkeit, und auch viel später noch, als ich der Abt des Klosters Niederaltaich war, schwebte mir seine Väterlichkeit als strahlendes Leitbild vor. Mit einem solchen Beispiel für klare Entscheidungen, für Redlichkeit, Gerechtigkeit und Ausgeglichenheit vor Augen, ist es mir nicht schwergefallen, einer Gemeinschaft von Mönchen

Vater zu sein. Wobei es auf Ausgeglichenheit mehr als auf alles andere ankommt, denn als Abt kann man sich keine Launen oder Ausbrüche leisten, ein Abt gewinnt seine Mitbrüder am ehesten durch Gesprächsbereitschaft und eine gleichbleibende Freundlichkeit. Vor eine derartige Herausforderung gestellt, ist es gut, ein Vorbild zu haben und aus eigener Erfahrung zu wissen, was einem geholfen hat. Am tiefsten und stärksten jedoch hat mich mein Vater durch seine Naturverbundenheit geprägt. Seine Ehrfurcht vor der Schöpfung war für mich grundlegend im schönsten Sinne des Wortes.

»Junge, bleib mal stehen. Beweg dich nicht. Sei mal ganz still. Hörst du?« Mehr brauchte mein Vater auf unseren gemeinsamen Wanderungen nicht zu sagen. Er musste auch nichts erklären. Er brauchte nur zu flüstern: »Beweg dich nicht. Sei mal ganz still«, und mich überkam eine Andacht, als stände ein ergreifender Moment bevor, ein Augenblick, in dem sich die Schöpfung in ihrer Schönheit und Heiligkeit zeigt. Dann war es vielleicht nicht mehr als das Rauschen des Windes in den Blättern, das plötzlich an mein Ohr drang, das Murmeln eines Baches oder auch mal ein Wild, ein Reh, das hinten am Waldrand durchs Dickicht brach. Irgendetwas bemerkte ich dann immer, das ich sonst übersehen oder überhört hätte. »Sei mal ganz still«, so lauteten die Einweisungsworte meines Vaters in die Geheimnisse der Natur, und diese wenigen Worte genügten, um in mir allmählich ein feines Gespür für die kleinsten, unscheinbarsten Erscheinungsformen des Lebens auszubilden.

Manchmal, wenn wir Ferien an der Ostsee machten, nahm er mich auf einen Abendspaziergang mit, und dann wusste ich schon, dass es ihm darum ging, gemeinsam zu





beobachten, gemeinsam Bilder und Geräusche in uns aufzunehmen. Nie verbrachten wir diese Wochen des Jahres in überlaufenen Seebädern, stets suchten wir uns Orte aus, wo wir Landschaft und Natur für uns hatten, von wo wir mit Erinnerungen an die Schönheit der Schöpfung zurückkehrten. Wenn daheim in Frankfurt ein Schneeregen niederging, konnte es auch geschehen, dass mein Vater sagte: »Junge, binde dir deinen Schal fest um, halte den Mund geschlossen und lass uns, ohne zu reden, durch den Regen wandern.« Und dieser Schneeregen kam mir, an der Seite meines kräftig ausschreitenden Vaters, wie etwas Wunderbares vor, weil ich nun das Erlebnis der Schöpfung auch in ihrer Wildheit und ihrem Ungestüm mit ihm teilte. Naturerlebnisse verbinden, wenn man es zur Offenheit und Empfänglichkeit für ihre geheime Botschaft gebracht hat, es kann dadurch eine vertiefte mensch-

liche Gemeinschaft entstehen, und später, mit vierzehn, fünfzehn Jahren, wiederholte sich diese Erfahrung für mich auf den gemeinsamen Wanderungen mit Freunden durch die märkische Wald- und Seenlandschaft.

Es wäre mir bei diesen Ausflügen in der freien Natur niemals in den Sinn gekommen, ein Blatt abzureißen, einen Ast abzubrechen oder mit einem Stein nach einem Frosch zu werfen, denn die Einweisung meines Vaters in die Natur war gleichzeitig eine Einweisung in die Ehrfurcht. Wenn das Wort Einheit vonseiten meines Vaters auch nicht fiel, so war es doch das Erlebnis der Einheit mit allem Lebendigen, der Verbundenheit mit allen übrigen Geschöpfen, das mir damals in meiner Kindheit widerfuhr. Behutsam von meinem Vater an die Quelle des Lebens herangeführt, erging es mir wie den Psalmdichtern, zu denen Gott selbst durch seine Schöpfung sprach. Die Stille, zu der mich mein Vater immer wieder ermahnte, war die Voraussetzung dafür. Es ging ihm eben nicht nur darum, meinen Blick auf etwas Bestimmtes zu lenken, es ging ihm vor allem darum, meine Ohren zu öffnen, mich zum Hören zu verleiten und zum Hinhören auf das, was die Natur über die Größe und Güte Gottes erzählt. Und so, in der atemlosen Stille, lernte ich die Ehrfurcht kennen.

Man glaube allerdings nicht, die Ehrfurcht würde sich in der Natur ohne weiteres einstellen, gleichsam automatisch. Das Band der Liebe zur Schöpfung wird nicht von selbst geknüpft, das entsteht nur unter der weisen Anleitung eines Lehrers. Denn es gibt auch eine kindliche Grausamkeit, die in ihrer Experimentierlust keine Regung des Mitleids kennt und mit kalter Neugier ungerührt zerreißt, zerpfückt, zerstört. Ehrfurcht ist etwas, das

man erlernen muss, und ein Kind braucht eine Anleitung zur Ehrfurcht. Es ist auf einen Erwachsenen angewiesen, der ihm die Augen öffnet und den Samen der Ehrfurcht in den Grund seiner Seele legt, wozu es einer starken Persönlichkeit bedarf. Mein Vater war eine solche Persönlichkeit.

Ja, es stimmt, die Natur war beinahe etwas Heiliges für ihn. Was aber nicht bedeutet, dass mein Vater sentimental gewesen wäre. In keiner Weise. Wir hatten Tiere zu Hause, hatten Kaninchen im Stall, Tauben im Schlag, hatten Hühner, und gelegentlich musste ich beim Schlachten helfen. Aufgrund einer Kriegsverletzung fehlte meinem Vater der rechte Unterarm, es stand ihm also nur die linke Hand zur Verfügung, und wenn ein Huhn geschlachtet werden sollte, war es an mir, das widerspenstige Tier festzuhalten, während mein Vater es betäubte, bevor er ihm die Halsschlagader aufschneidet. Im Übrigen darf man sich auch meine eigene Naturverbundenheit nicht allzu romantisch-schwärmerisch vorstellen. Ich stand mit der Tierwelt nicht in jedem Fall auf gutem Fuß. Um nur ein Beispiel zu nennen: Als Kind war ich ein begeisterter Wattläufer. Ich liebte die Landschaft der Nordsee mit ihrem Wechsel von Ebbe und Flut und ließ mich bei meinen Ausflügen ins Watt vorsichtshalber von einem friesischen Fischer begleiten. Ich werde nie vergessen, wie ich einmal vor mir im klaren Wasser eines Priels im letzten Moment einen Krebs entdeckte – und erschrocken mit einem Riesensatz darüber hinwegsprang. Woraufhin sich mein Fischer über die ängstliche Landratte halb tot gelacht hat.

Mit meiner Naturverbundenheit hatte es allerdings auch eine ganz praktische, ganz alltägliche Bewandnis. Ich

brauchte daheim nur vor die Tür zu treten und stand in einem Gartenreich von ungeheurer Ausdehnung. Meine Familie betrieb nämlich auf einem 170 Hektar großen Gelände am südwestlichen Stadtrand von Frankfurt eine Großgärtnerei mit Baumschule und Samenzucht, und ich wuchs buchstäblich in einem Meer von Blumen, Sträuchern und Stauden auf. Mein Vater war mithin prädestiniert für seine Rolle als Lehrer, der Augen, Ohren und Herzen öffnet, umso mehr, als diese Gärtnerei nach der Weltanschauung Rudolf Steiners rein biologisch-dynamisch bewirtschaftet wurde, was damals noch eine Seltenheit war. Nicht, dass sich mein Vater als Anthroposoph im engeren Sinne verstanden hätte. Doch Rudolf Steiners Ideen kamen ihm in seiner Naturliebe entgegen, und auch wenn der Verzicht auf Kunstdünger und sonstige Chemikalien nicht nur Vorteile mit sich brachte, schnitt für ihn die natürliche Anbauweise im Wertevergleich letztendlich besser ab. Jedermann in meiner Umgebung betrachtete also die Natur als ein ganz hohes, ungemein wertvolles Gut; von daher konnte es wohl nicht ausbleiben, dass diese Vorstellung mein Leben und Denken schon vom Ansatz her prägte.

Und deshalb war es für mich auch unerheblich, dass mein Vater in der Verwaltung unserer Gärtnerei arbeitete und so gesehen eigentlich ein Büromensch war. Wir hatten ja obendrein noch unseren eigenen kleinen Garten, dem er sich mit Freude in seiner Freizeit widmete. Oft schaute ich ihm zu und half ihm zuweilen, wobei meine beiden Hände ihm seinen rechten Arm ersetzten. Auch dort, in diesem Garten, habe ich dankbar die Erfahrung großer Harmonie gemacht, sowohl im Hinblick auf die Natur als auch im Hinblick auf meinen Vater.

Später, als Mönch, habe ich etliche Reisen unternommen, längere Reisen, die mich schließlich sogar bis nach Japan führten. Ich habe Landschaften gesehen, deren Schönheit mich in tiefster Seele angerührt hat. Die finnischen Wälder und Seen waren für mich ein Traum. Und die Felsenküste der Bretagne, diese wilde Landschaft im Wechselspiel mit der Weite des bewegten Meers, gehört zu meinen Lieblingsorten auf dieser Welt. Vielleicht wäre ich für die Schönheit der Natur nicht in diesem Maße empfänglich, wenn mein Sinn für das Transzendente, oder auch nur das Hintergründige, bei mir nicht so früh geweckt worden wäre. Doch letztlich war alles, was ich diesem helfenden, verstehenden Vater verdanke, für mein Leben von unermesslichem Wert. Er ermöglichte uns ein glückliches Leben, ohne uns alles durchgehen zu lassen. Auch mich, den Bücherwurm, schonte er nicht, auch mich nahm er ran, auch ich musste meine Tüchtigkeit unter Beweis stellen, und dann hieß es: »Junge, stell dich nicht an, halt fest, ich schlage jetzt zu!« – und den Hammer in seiner einzigen, der linken Hand schwingend, traf er den Nagel.

Meinen Übertritt zum Katholizismus hat mein Vater nicht mehr erlebt. Er starb ein Jahr nach Kriegsende in einem sowjetischen Konzentrationslager, bevor bei mir Neugier und Neigung zum Entschluss gereift waren. Viele Jahre später, nach dem Zusammenbruch des Kommunismus, besuchte ich zum ersten Mal seine Grabstätte südlich von Berlin. Das Wetter war unfreundlich an diesem Morgen, es regnete, und ich fröstelte. Doch kaum näherte ich mich dem Kiefernwäldchen, das man mir bezeichnet hatte, riss der graue Himmel mit einem Mal auf, die Sonne brach durch, und im Glanz eines herrlichen

Tags lag vor mir die Lichtung mit dem Massengrab. Ich ließ mich auf einer Bank nieder. Und die Schönheit des Ortes, an dem die Gegenwart meines Vaters für mich deutlich zu spüren war, rührte mich zu Tränen.